

# B e i t r ä g e

z u r

## B e l e h r u n g u n d U n t e r h a l t u n g .

79<sup>tes</sup> Stück, den 10. Oktober 1808.

Etwas über die Landwirthschaft  
in Schottland.

Man beschäftigt sich in verschiedenen Theilen von Schottland außerordentlich viel mit Austrocknung, Verkoppelung, Anpflanzung und andern dergl. Verbesserungen des Landes. Dieß ist vermuthlich eine natürliche Folge des Ueberflusses an Geld und des Bewußtseyns eines ungestörten Besitzthums. Man bezahlt nicht selten für Ländereien 35 bis 40 mal so viel, als sie jährlich abwerfen. Dieß scheint sonderbar in einem Lande, wo die gesetzmäßigen Zinsen auf fünf vom Hundert stehen, und wo man so mancherlei Gelegenheiten findet, sein Geld anzulegen. Wenn man nichtsdestoweniger Landgüter zu einem Preise kauft, wobei man nur ungefähr drittheil vom Hundert Zinsen rechnen kann, so zeugt dieses offenbar von den gewissen Aussichten, welche die Sicherheit und der Wohlstand des Landes dem Käufer gewähren, seine Einkünfte ansehnlich zu vermehren.

Man ist aber auch in der Methode, das Land zu bebauen und zu bewirthschaften, in

Schottland sehr weit gekommen. Verschledene Besitzer ansehnlicher Ländereien verfahren auf folgende Art. Es wird zuvörderst immer eine regelmäßige Abwechselung in der Saat unterhalten. Auf Halmgetreide folgen immer Hülsenfrüchte, und jenes folgt wieder auf diese. Nach einer Kornernte wird nie gleich wieder Korn gesäet, sondern man läßt das Land entweder ein Jahr oder zwei dazwischen ruhen, oder man bepflanzt es in der Zwischenzeit mit Rüben, Kartoffeln, Erbsen und Bohnen, oder besäet es mit Futterkräutern, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens, oder das Vermögen des Pächters, sich Dünger zu verschaffen, es erfordern. Man erbaut nirgends Roggen, weil er das Land sehr erschöpft und auszehrt.

Man beschränkt sich nicht blos, wie in vielen Gegenden Deutschlands, auf das Wiesenheu, sondern erzieht auch viel Futterkräuter. Die durch Kunst gezogenen Gräser sind weit nahrhafter und stärker, als die natürlichen, und der Ertrag eines Stückes Land, das mit gutem Klee besäet worden, ist fast so groß, als wenn es mit Gerste bebauet

H h h

wird. Ein Acre \*) trägt bisweilen 400 Stein, den Stein zu 18  $\frac{1}{2}$  Pfund gerechnet, wovon der Preis im Jahre 1804 acht Pence für den Stein, und folglich der Ertrag des Acre in allem 18 Pfund 6 Schilling und 8 Pence Sterling, oder beinahe 80 Reichthlr. Conv. Geld betrug.

Wollten unsre teutschen Landbesitzer und Bebauer sich den Grasbau eben so eifrig angelegen seyn lassen, wie die Schotten, ich glaube sie würden ihrem Vaterlande gewiß eben so wohlgenährte Kühe und so muthige Pferde liefern, als sie die stolzen Bewohner jener grünbegraßten Insel nur immer aufweisen können. Der Anbau der Gräser bringt dem Lande nicht nur Vortheil an Geldeswerth, sondern trägt auch sehr viel dazu bei, ihm Anmuth und gesunde Luft zu geben. Das bezaubernde Grün und die süßen Düfte, welche die Sinne des Vorüberwandernden erfreuen und laben, fodern ihn auf, demjenigen, der zuerst den Grasbau einführte, aus voller Brust seinen Segen zu bringen.

Es wäre ferner zu wünschen, daß die Teutschen die schottische Art zu pflügen und die Saatwechselung nachahmten. Bei allen Vortheilen, welche die Schotten in Ansehung des Düngers mit See gras, Kalk und Mergel vor den Teutschen voraus haben, würden diese doch nicht weit hinter ihnen zurück bleiben, wenn sie so tief und so zweckmäßig pflügten, als jene. Die Furche ist gewöhnlich sechs Zoll tief und acht Zoll breit, und auf dem festen Lande pflügt man gemeiniglich nur vier Zoll tief. Dadurch wird die Ober-

fläche nach wiederholten Ernten zu sehr erschöpft.

Das Austrocknen der Felder wird sehr vernünftig, und man kann sagen wissenschaftlich betrieben. Man richtet sich in seinem Verfahren nach der Lage und Form der Felder, und nach der Beschaffenheit des Bodens, nachdem derselbe kley- oder thonartig, oder sandig u. s. w. ist, und geht dabei außerordentlich pünktlich zu Werke.

Die Vortheile des Austrocknens sind so groß, daß sie dem Layen fast unglaublich scheinen. In der Gegend von Perth sieht man auf manchem wohlbefriedigten und gut beackerten Felde von zwanzig Acres oft vier Abzugsgräben von sechs Zoll im Durchmesser und vier Fuß tief, kreuzweise gezogen, und überall mit Steinen bedeckt. Diese Abzugsgräben haben die Ernte von 100 Bolls Gerste jährlich (ein Jahr ins andre gerechnet) auf 250 Bolls gebracht, d. i. diese zwanzig Acres sind jetzt so viel werth, als fünfzig Acres desselben Landes vor der Austrocknung werth waren. Wenn Futterkräuter gesäet werden, ist der Unterschied noch größer, und bisweilen wie Zehn gegen Eins. D.

J o h a n n W i n k e l m a n n.

(F o r t s e z u n g.)

So lebte Winkelmann einige Jahre seines Aufenthalts in Nöthen ruhig und zufrieden seinen Geschäften und seinen Studien; doch fühlte er oft lebhaft, daß es seine Bestimmung nicht sey, Auszüge aus Büchern zu machen, und Materialien für Andere zu-

\*) Sechshundert und vierzig Acres gehen auf eine englische Quadratmeile, deren vier eine teutsche ausmachen.

sammen zu tragen, ohne jemals selbst etwas Eigenes zu schaffen. Die Nähe Dresdens, das er bereits 1738 als Student von Halle aus besucht hatte, und der herrlichen Kunstschätze, deren Genuß ihn jetzt öfter nach der Residenz zog, weckten seine Liebe zur Kunst, die aus Mangel an Nahrung so lange in ihm geschlummert hatte, stärker als je. Er machte mit einigen auf der Gallerie arbeitenden Künstlern Bekanntschaft, und faßte den Vorsatz sich noch praktisch in der Kunst zu üben; aber er ward bald inne, daß er bereits zu alt sey, um darin noch etwas zu leisten, und daß er seine Neigung zur Kunst auf das theoretische und geschichtliche Studium derselben beschränken müsse. Nun brachte er die freien Tage, welche seine Berufsarbeiten in Nothwendigkeit ihm übrig ließen, meistens in Dresden auf der Gallerie zu, wo er sich den Eintritt auch an den Tagen, wo sie verschlossen war, zu verschaffen gewußt hatte. Dort machte Winkelmann auch die Bekanntschaft Lipperts und Hagedorns, zweier berühmten Kunstkenner, deren Umgang und Kunstsammlungen ihm sehr lehrreich waren. Besonders wichtig und entscheidend aber war für ihn des Malers Oeser nähere Bekanntschaft und freundschaftlicher Umgang. Dieser geniale, feurige Künstler, der damals in der Blüthe seines Strebens war, führte ihn eigentlich in das Heiligthum der Kunst ein, öffnete seinem Auge die künstlerische Ansicht ihrer Werke, und entzündete in ihm den Enthusiasmus für das Ideal des Schönen, welches zwar durch das Studium der alten Klassiker in seiner Fantasie bereits geweckt, aber noch zu keiner bestimmten Anschauung entwickelt war.

Unter dieses Künstlers Leitung fing er an, die verschiedenen Schulen der Kunst, den eigenthümlichen Charakter der Künstler und ihrer verschiedenen Manieren zu studiren; und die Ideen und Resultate des praktischen Studiums, welche Oeser ihm mittheilte, gaben seinen Ansichten und Urtheilen die erste Richtung. Der trübe Gesichtskreis, in welchem bisher die Zukunft dunkel und ungewiß vor ihm lag, heiterte sich auf, und er sah nun das Ziel seines künftigen Strebens und Wirkens bestimmt und entschieden vor sich. Italien, der Künste Vaterland und Wohnsitz, war von nun an der einzige Gegenstand seiner Wünsche, und bald zeigte sich ihm ein Schimmer von Möglichkeit, dereinst dahin zu gelangen.

Unter den vornehmen Fremden, welche häufig, von Dresden aus, Nothwendigkeit besuchten, kam auch der päpstliche Nuntius, Monsignor Archinto, öfters hinaus, um sich in der Bibliothek des Grafen umzusehen. Winkelmann machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Nuntius, welcher in seinen Unterredungen mit ihm oft Veranlassung fand, die vielseitige Kenntniß und Gelehrsamkeit desselben zu bewundern. Der Nuntius that ihm den Vorschlag nach Rom zu gehen, und dort auf einem größern Schauplatze mit seinen Kenntnissen zu wuchern; zugleich zeigte er ihm die lockende Aussicht auf eine Stelle an der Vaticanischen Bibliothek, die er ihm durch seinen Einfluß verschaffen könne, wozu denn freilich erforderlich sei, daß Winkelmann vorher zur katholischen Religion übergehe.

In der Stimmung, worin dieser sich damals befand, war ein solches Anerbieten,

das, wenn nicht vom Himmel selbst, doch von einem Botschafter der Kirche kam, zu anlockend, wenn gleich die beigefügte Bedingung der Religionsänderung anfangs seiner Denkweise entgegen war. Da aber Winkelmann in der positiven Religion überhaupt sehr duldzaam war, und die Verschiedenheiten des Kultus mehr als eine äußere Einkleidung ansah, so hat der Entschluß zur Aenderung der seinigen ihm für sich selbst wohl keinen harten Kampf gekostet; ja es ist wahrscheinlich, daß der Gedanke daran von selbst schon früher durch seine Seele gegangen war, wenn er auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen. Desto mehr lag ihm daran, diesen Schritt zu thun, ohne mit seinen Freunden, mit seinem Herrn und Beschützer, dem Grafen von Bünau, und mit der Welt zu zerfallen. Diese Besorgnisse erfüllten ihn oft mit großer Unruhe und hielten ihn in Unschlüssigkeit, während in seiner eigenen Ueberzeugung die Sache längst entschieden war.

Der Nuntius hatte dem Pater Rauch, Beichtvater des Königs von Polen, die Unterhandlungen mit Winkelmann aufgetragen, welche anfangs sehr geheim betrieben wurden, und, durch mancherlei Umstände verzögert, über zwei Jahre lang, von 1752 bis 1754, fortbauerten. So sehr es dem Nuntius um die Ehre zu thun war, seiner Kirche einen neuen Bekenner zu gewinnen, um sich dessen in Rom zu rühmen, so wollte er doch zugleich diesen Proselyten gern so wohlfeil als möglich machen; seine Versprechungen waren deshalb immer aufs Ungewisse gestellt. Anfangs sollte Winkelmann als Bibliothekar des Card. Passionei, welchem die überfandte Probe seiner griechischen Handschrift

gefallen hatte, nach Rom gehen; aber der Pater Rauch, der es redlicher mit ihm meinte, leitete in der Folge die Sache so ein, daß Winkelmann mit einer kleinen Pension in Rom leben könnte, ohne sich an einen der dortigen Großen zu verdingen. Winkelmann trat endlich im Sommer 1754 förmlich zur römischen Kirche über, und legte sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Nuntius nieder. Mit peinlicher Unruhe und Besorgniß meldete er sodann den gethanen Schritt dem Grafen Bünau, der aber die Sache als ein aufgeklärter Weltmann nahm, und ihm seine Gunst nicht entzog. Im Michaelis desselben Jahres verließ Winkelmann die Dienste des Grafen und ging nach Dresden, um sich ganz dem Studium der Kunst zu widmen. Er bezog daselbst ein Zimmer in der Wohnung des Malers Deser, um täglich dessen belehrenden Umgang genießen zu können. Seine Bekanntschaft mit Bianconi, dem Leibarzte des Kurprinzen, die er anfangs emsig pflog, verwickelte ihn nachher in mancherlei Unannehmlichkeiten; derselbe wünschte Winkelmanns Kenntnisse des Griechischen zu benutzen, und von ihm medizinische Schriftsteller aus dieser Sprache übersetzen zu lassen; aber Winkelmann merkte in Zeiten die eigennützigen Absichten des Italiensers, und wußte durch kluges Betragen den sein gelegten Schlingen desselben so geschickt auszuweichen, daß sein gutes Vernehmen mit ihm dadurch nicht gestört wurde.

Indessen verzögerten neue Schwierigkeiten wegen der Pension, zu welcher man ihm Hoffnung gemacht hatte, seine Reise nach Italien noch ein ganzes Jahr lang. Dieß veranlaßte ihn zu mancherlei Planen für die

Zukunft, um unabhängig zu leben, wobei er sein Studium der Kunst unablässig fortsetzte.

Die erste Frucht desselben waren die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke, die er während des Frühlings 1755 ausarbeitete. Seine vornehmste Absicht mit dieser Schrift war, sich im Gebiete der Kunst durch etwas Originelles und Bedeutendes anzukündigen, und ein ihm günstiges Aussehen zu erregen. Dieser Zweck gelang ihm über sein Erwarten. Die Schrift erregte Aufsehen, und fand allgemeinen Beifall bei den Kennern, sowohl des Inhalts als der Schreibart wegen. Damit sie selten bliebe, hatte Winkelmann nur fünfzig Abdrücke davon ziehen lassen, welche verschenkt wurden. Um die Wirkung noch vollständiger zu machen, beschloß Winkelmann, sie in einer andern Schrift selbst anzugreifen, und dann in einer dritten wieder zu vertheidigen. Dieß geschah auch, und die drei Schriften erschienen im folgenden Jahre 1756 zusammengedruckt, als Winkelmann bereits in Rom war.

(Die Fortsetzung nächstens.)

**Valma del Rio Martino,**  
eine Grotte in Piemont. \*)

Bei Crissolo, dem letzten Dorfe im Po-Thale, bemerkt man in dem Berge Viso, der sich südwestlich zeigt, eine Oeffnung, welche etwa um ein Drittheil von der Höhe des Berges erhaben, den Eingang der Grotte

del Rio Martino bildet. Der Name kommt von einer alten, dem heil. Martin geweihten Kirche, die jetzt nicht mehr da ist, und der Umgegend so wie dem Bache, der durch die Grotte fließt, die gleiche Benennung gegeben hat. Jenseits Crissolo steigt man etwa eine Viertelstunde auf einem sanften Abhange hinab, in die Tiefe des Thales, dann eine halbe Stunde aufwärts zur Oeffnung der Grotte. Der Weg ist sehr schroff und ziemlich gefahrvoll; er geht über eine drei bis vier Fuß dicke Schneebahn. Einige Toisen unter der erwähnten Oeffnung stürzt aus dem Berge ein Bach, welcher, da er aus dem hohen Eingange der Grotte nicht hervorbrechen kann, sich tiefer unten einen Ausgang gegraben hat.

Beim Eintritt in die Bergöffnung, die etwa 10 Metres \*\*) breit und fast eben so hoch ist, erblickt man mehrere Eisäulen, deren einige das Gewölbe zu tragen scheinen. Man möchte sie die Pfeiler und die Stützen eines Tempels nennen, den man beim ersten Anblicke dem Winter oder dem Gotte des Schweigens geweiht glaubt; aber wenn man einige Schritte voran geht, schwindet diese Täuschung; denn die Temperatur bleibt beständig über 8 Grade, und der Bach, welcher die Grotte durchfließt, macht ein lautes Geräusch, das der Felsen Echo wiederhohlt.

Ein mächtiger Fels tritt dem Wanderer in den Weg, wenn er eine Strecke von einigen Toisen zurückgelegt hat; die Natur scheint

\*) Von Hyacinth Carena, einem jungen Naturforscher, in Millin's Magasin encyclopédique, Juliusheft von 1808, beschrieben.

\*\*) Ein Metre ist 3 Schuh 2 Zoll 2 Linien rheinländ.

hier seiner Neugier eine Gränze zu setzen. Aber nur der Schwache und der Furchtsame mögen sich abschrecken lassen. Der forschende Blick des kühnern Wanderers, den die Wissbegierde hierher führt, entdeckt bald unten am Fuße des Felsens links eine Spalte. Nur ein Mensch kann sich durchwinden, auf Händen und Füßen kriechend, mit der Fackel im Munde. Wer auf eine kräftige Faust sich stützt, kann sich so hoch aufrecht erhalten, daß er Kniee und Bauch nicht beneht in dem Wasser, das fast immer den Boden einige Zoll hoch bedeckt. Dieser enge, unangenehme Durchgang ist kaum 2 Toisen lang, und hat man ihn zurückgelegt, so ist man in der großen Grotte, deren Wände weiter auslaufen, und deren Gewölbe sich allmählig erhebt.

Der Boden der Grotte, wo sich der Bach sein Bett gegraben hat, ist auf beiden Seiten mit kalkartigen Schichten bedeckt, welche das Wasser hier abgeseht hat. Diese Schichten laufen in ihrer Abdachung stets parallel mit dem Bette des Baches, ein Beweis, daß dieß Bett einst höher war, und der Bach wahrscheinlich aus der Oeffnung der Grotte stürzte. Hin und wieder fehlen diese lagerförmigen Kalkschichten gänzlich, oder wechseln ab mit eckigen über einander geworfenen Kalksteinblöcken. Ueber diese Uferwände geht der Weg in der Grotte hinauf.

Der minder kühne Wanderer folgt lieber so lange als möglich dem Laufe des Baches, fast immer im Wasser wattend. Aber dieser Weg ist, wenn auch sicher, doch nicht der angenehmste, weil der Reisende, fast immer in Löcher versinkend, nur unvollkommen die seltsam gothische Architektur dieser Gewölbe

betrachten kann, die sich oft mehr als fünfzehn Toisen über seinem Haupte erheben. Mit etwas Muth und Gewandtheit ausgerüstet, geht man lieber über den Abhang der Wände. Gewiß würde dieser Weg gefährlich seyn, wenn nicht die kleinen Unebenheiten der Kalkschichten so rauh wären, daß man festen Tritt hat. Auch die Stalaktiten und die Stalagmiten (Kalksinter, fastreger Kalkstein) machen die Wanderung sicher und leicht: jene bieten der einen Hand einen Stützpunkt dar, während man mit der andern die Fackel hält; diese sichern den Fuß vor dem Ausgleiten. Die Stalaktiten sitzen so fest am Felsen, daß nur starke Hammerschläge sie ablösen können, mag auch der Durchmesser ihrer Grundfläche einige Zolle betragen. Man kann sich sicher mit der Hand daran festhalten, wenn der Weg steil ist. An den Stellen, wo die Kalkschichten mit seltsam über einander geworfenen eckigen Blöcken abwechseln, hat man ebenfalls einen sehr sichern Weg, denn sie sind so fest zusammen geküttet, daß des Wanderers Gewicht sie nicht zu trennen vermag.

Bald steigt man auf diesem Wege in kleine Thäler hinab, bald hinauf zu Anhöhen, im Allgemeinen mehr aufwärts als abwärts, welches der Lauf des Baches beweiset, der aus dem Grunde der Grotte zur Oeffnung derselben abfließt. Die Richtung des Wegs scheint, alle Krümmungen eingerechnet, ein wenig nach Mittag zu gehen. Einige Male muß man auf dem Wege zu dem Bette des Baches hinabsteigen, und oft ihn durchwaten. Der Reisende, der nicht gern bis an die Kniee und höher naß wird, muß sich auf die Schultern seines Führers setzen, wozu

man einen starken Kerl wählen muß, da der Fall wenigstens viermal eintritt. Auch muß der Führer mehrmals in der Grotte gewesen seyn, weil man mehrere Oeffnungen auf dem Wege findet, die den unkundigen Wanderer in Zweifel setzen, nach welcher Seite er sich zu wenden habe, um den Grund der Grotte zu erreichen.

Anfangs findet man auf dem Wege Lagen von Gypserde (*farine fossile, calcareus gypsum terraeforme*) und diese Substanz bedeckt sehr oft das Bett des Baches. An zwei Stellen findet sich auch ein sehr rother Eisenoker, den man recht gut zu grober Mahlerfarbe brauchen könnte, und an mehreren andern sieht man große Klumpen von einer Serpentin-Breccie mit kalkartigem Bindemittel. Sie ist schwarz und glänzend wegen des häufig beigemischten Glimmers. Die Eingebornen halten diese Erde für wahres Golderg, das man in der Vorzeit auszog.

Ein lautes Geräusch fesselt die Aufmerksamkeit des Wanderers, wenn er zwei Drittheile von der Länge der Grotte hinter sich hat. Es ist ein Wasserfall, der von dem, über der Grotte liegenden, Felsen herabstürzt. Der Bach, welcher die Grotte ihrer ganzen Länge nach durchströmt, wird gebildet und genährt von dem Wasser dieses Falles und eines größeren, der im Hintergrunde der Grotte sich zeigt. Diesen ersten Wasserfall nennen die Bauern *le petit pissai*, den kleinen Pisser.

Nach einer Viertelstunde ändert sich der Boden. Die Kalklagen verschwinden, oder werden vielmehr von einer Thonschicht bedeckt, welche das Wasser, das hier, wie überall, von den obern Felsenwänden und dem Ge-

wölbe der Grotte herabtröpfelt, sehr schlüpfrig macht. Jetzt wird der Weg desto gefährlicher, da man sich bisher gewöhnt hat, den Fuß auf jede Erhöhung der ablaufenden Felsenwände frei aufzustimmen. Wollte man hier auf diesen thonigen Unebenheiten eben so sorglos gehn, so würden die falschen Stalagmiten sich ablösen, und man würde in den Bach hinabstürzen, dessen Tiefe hier nicht unbeträchtlich ist. Diese Thonader läuft zum Glück nicht weit, und man hat bald wieder das Vergnügen, auf sicherem Kalkboden zu wandeln.

Nach einem Wege von anderthalb Stunden hört man ein heftiges Geräusch; man glaubt sich einer hydraulischen Maschine zu nähern. Es ist der zweite Wasserfall, der weit mächtiger als der erste ist, aber erst im Hintergrunde der Grotte erblickt wird. Hier scheint die Natur der Kühnheit und dem Muthe des unterirdischen Wanderers den Preis aufbewahrt zu haben. Ein Saal, einem weiten Kirchengewölbe gleich, zeigt sich seinem erstaunten Blicke. Ueber seinem Haupte steigt ein gothischer Dom empor zu unermesslicher Höhe; denn das Licht von zwei Fackeln vermag den Schluß des Gewölbes nicht aufzuhellen. Ein starker Bach stürzt senkrecht hinab von dem Gewölbe auf eine schneeweiße Marmorplatte. Die im Falle zerfließenden Wassertropfen schlagen stark an Hände und Gesicht: ein neuer Beweis für die Höhe dieses unterirdischen Doms. Der Luftstrom, heftig bewegt von dem Wassersturze, löscht beinahe die Fackeln aus, als ob nur Finsterniß in dieser Einsamkeit herrschen müßte. Diesem unglücklichen Zufalle beugt man vor, wenn man einen Bogen Papier um die Fackel

legt. Ich hatte, noch vorsichtiger, eine brennende Fackel hinter den Felsen gesteckt, bevor ich in den Saal trat. Aber gegen allen Unfall sichert das Feuerzeug, das man in der Tasche haben muß; den Zunder wohl eingewickelt, damit er nicht feucht werde. Schrecklich wäre die Lage des Unglücklichen, der sich ohne Licht in den Krümmungen dieser tiefen Höhle fände; vergeblich wär's, den Rückweg zu suchen, und seine Gebeine würden in künftigen Jahrhunderten dem Wanderer seinen Untergang und seine Unvorsichtigkeit bezeugen.

Ein großer Fels springt aus dem Gebirge mitten in den Saal vor, in der Gestalt eines fast rechten Winkels. Seine vorspringende Kante verbindet das Gewölbe mit dem Boden, indem sie der Richtung der Axe des Gewölbes folgt. Dieß benimmt hier dem Anblicke etwas von seiner Größe, aber dagegen erhöht es sehr die Mannigfaltigkeit des Schauspiels, das man nicht müde wird zu betrachten. Eine Viertelstunde reicht nicht hin, den Wanderer aus seinem Staunen zu wecken, und mit Bedauern sieht er die halb niedergebrannte Fackel, die an die Rückkehr mahnt.

Die Länge dieser unterirdischen Höhle beträgt, mit der Schnur gemessen, 508 Metres, die Höhe ist sehr verschieden, aber oft äußerst beträchtlich; im Allgemeinen erhebt sich das Gewölbe, je weiter man in der Grotte hinaufkommt. Die Breite ist ebenfalls ungleich; aber man kann sie im Durchschnitt auf 10 Metres

(etwas über 5 Toisen) setzen, wobei man aber gewisse Mündungen, zu welchen die oben erwähnten Oeffnungen führen, nicht mit in Anschlag bringen muß; denn an solchen Stellen ist die Breite vier- bis fünfmal größer.

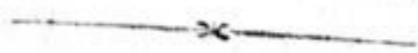
Man streitet sehr über die Entstehung dieser Grotte. Ein berühmter Schriftsteller hat sie für eine alte Goldmine gehalten, vielleicht bloß auf Treu und Glauben der Ueberlieferung, welche die Eingebornen haben. Aber bei geringer Aufmerksamkeit bemerkt man leicht, daß dieser unterirdische Weg in sehr entfernten Zeiten von Menschenhänden gegraben wurde, um den Marmor herauszuhohlen. Man findet diese Steinart hier sehr häufig; anfangs ist sie grauweiß, ungefähr dem schönen Marmor von Vaudier in Frankreich gleich; aber diese grauliche Schattirung verliert sich, je weiter man vordringt, und im Hintergrunde der Grotte ist der Stein fast ganz weiß.

Das Innere dieser Höhle mag keinem häufigen Wechsel unterworfen seyn; denn noch sieht man an den Wänden des großen Saals Mahnen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts angeschrieben. So arbeitet seit Jahrhunderten die Natur Tag und Nacht, mit ihren seltsamen Reichthümern das Innere dieses unermesslichen Raumes auszuschnücken, und man darf sich nicht wundern, daß es ihr gelungen ist, die Spuren der Kunst fast gänzlich zu verwischen.

L.

#### V e r b e s s e r u n g e n .

Im vorletzten Stück S. 460 Sp. 1 Z. 16 lies: „zu einem“ re. u. Sp. 2 Z. 17 Sinnpflanzen.



U e  
S  
sch  
wo  
Ka  
der  
Die  
nem  
mit  
Bes  
den  
der  
Er  
Wu  
Art  
scher  
sch  
Dän  
Aug  
lang  
ware  
mit  
nie  
Wu  
daß  
wo f